



Scroggs (schwer krank): Was für eine Infirmität haben Sie auf dem Grabstein gemeißelt, den ich neulich bestellt habe? — Steinmetz: „Augustus Scroggs, R. L. P.“ (Requiescat in Pace) — „er schlummerte sanft“.

„Östliche Aufklärung“

Der Commandant General des 7. Armeekorps, General de Cavallerie v. Albedyll, welcher jüngst in Münster sein 50jähriges Militärjubiläum gefeiert hat, war, nachdem er zum Flügeladjutanten und Obersten ernannt worden war, im Jahre 1869 auf die drei Monate Juni bis August mit der Führung des Magdeburgerischen Kürassierregiments No. 7 in Halberstadt beauftragt. Es hatten sich damals in den kleineren und selbst mittleren Garnisonen der Provinz verschiedene Eigenthümlichkeiten — nennen wir es, wie der damalige Oberst v. Henning auf Schönhoff, „ästhetische Vices“ — beim Officierscorps eingeschlichen, zu denen unter anderen die Gemohnheit, ohne Degen, resp. Bajonet anzugehen, zählte. Der aus der Provinz eingetretene neue Commandant hatte nun für dieartige „Unvorschriftsmäßigkeiten“ ein sehr scharfes Auge und verbot dieselben in den bestimmten Ausdrücken.

Einem Kadettenfeld ist er am Fenster seiner am Mittage eine Treppe hoch gelegenen Wohnung, als mit mehreren Kameraden des 27. Regiments zusammen, der zu seinem Regiment gehörende Premierlieutenant v. Brancant vorüber tänzelt. Ein Jüden geht durch den Straßenkörper des Commandeurs, — der Lieutenant v. Br. geht ohne Degen oder Bajonet, nur eine Reitgerte in der Hand, vorüber.

Der Oberst klingelt: seine Ordremanng führt herein. „Holen Sie mir mal den Premierlieutenant v. Br., der da unten geht, heraus. Sie kennen ihn doch, er soll sofort zu mir kommen.“ Die Ordremanng eilt beflissen zum Befehl des Obersten. Jener schreit abnungslos zu sich, da auf der Treppe fällt es ihm schwer auf's Herz, daß er das neueste Model übertrifft, daß er ohne Bajonet ausgegangen sei. Ein „Jurid“ ist unmöglich — da fällt ihn Auge auf den Strobgang des Obersten, welcher im Korridor an einem Garderobeständer hängt. Während die Ordremanng ihn anmeldet, läßt der Lieutenant diesen Degen gleich und betritt des Vorgesetzten Zimmer. Dieser traut seinen Augen nicht, die Höhe des Hornes verjüngt von der hohen Stange, er reißt dem Lieutenant die Hand, entsündigt sich, daß er ihn bemerkt habe, aber er habe von ihm eine Infirmität haben wollen, die ihm jedoch selbst eingestanden, er wolle ihn nicht länger aufhalten, er wolle ihn fern von der Treppe halten, die hängt von Degen oder Bajonet, er bleibt so lange unten im Dunkeln stehen, bis er annehmen zu dürfen glaubt, der Herr Oberst habe nunmehr das Fenster verlassen.

Dem war aber nicht so, jener stand vielmehr topfschüttelnd noch immer am Fenster und sah daher auch, wie der junge Offizier mit einigen schnellen Sprüngen über die Straße feste, um nach seiner in der Nähe gelegenen Wohnung zu gelangen. Im selben Augenblicke betritt die Höhe des Obersten dessen Zimmer mit dem Koffer. „Komm schnell einmal her, Es; siehst Du den Br. dort? Hat der eigentlich einen Degen an der Seite?“ „Einen Degen, lieber Onkel? Nein, einen Degen hat der nicht um,“ antwortete die junge Dame, „praktisch aber förmlich jurd, als der Onkel sie anreicht: Ja, das sagt Du, er hat aber doch einen um, ich habe ihn ja hier vor mir gesehen.“ — sprach's, ließ den Koffer stehen, schaltete den Bajonet um und ging drohenden Schritts nach der Kammer, die Stallwade revidiren.

Als Tage später bei einem Besuch auf einer Partie nach Spiegelsberge erzählt das damals 17jährige Fräulein dem Herrn Premier die merkwürdige Aufklärung ihres Onkels und wollte Aufklärung haben, aber der alte Vogel traute dem Frieden nicht und schweig so lange still, bis der Oberst die Garnison wieder verlassen hatte.

— Gefangen. Sie sind doch ein sehr ordentlicher Mensch, Braun,“ sagte sein Colleague Müller, der in Brauns Abwesenheit in dessen Expeditionen immer getreten war. — Wie meinen Sie das? — Wie ich das meine, nun, wer wird denn daran denken, alle seine Schulden zu verschleiern, wenn man nur auf fünf Minuten ausgeht? Es ist doch nicht wahrzuzahlen, daß jemand in Ihren Papieren herum wühlen würde? — Gewiß nicht, aber woher wissen Sie denn, daß die Schulden verschlossen waren? —

— Wedantenplüster. Der Mensch, der handelt, ohne vorher zu überlegen, gleicht einem geliebten Gewebe, das durch Zufall losgeht.

Ein Gedentag zum 2. April 1891.

Das Werk, welches zum ersten Male die Frage des Pauperismus und des Rechts auf Arbeit erörterte und auf die Gefahr des Hungers zu den Städten hinwies, „L'Ami des hommes“ — so hieß das Buch — wurde vielfach Montesquieu zugeschrieben. Der neue Apollon des Menschenthums hieß aber Victor Riquetti Marquis de Mirabeau. Zeit seines Lebens hieß er den Beinamen „L'ami des hommes“, welchen die Breuel innerhalb seiner zerrütteten Familie zum Fluch für den Träger machten.

Die Familie Riquetti stammte angeblich aus Florenz. Neuere Untersuchungen haben indeß borgehen, daß ein Jean Riquetti zur Zeit der Reformation Bürgermeister in Marseille war und sich die Herrschaft Mirabeau im Thal der Durance kaufte. Der Vater des „Ami des hommes“ war ein rauher Kriegsmann. Er erhielt im spanischen Erbfolgekrieg so schwere Wunden, daß er zur Stille seines verarmten Hauses ein Silbergeschloß tragen mußte.

Victor de Mirabeau, Vater des gefeierten Redners, lebte im Ansehen der Nachwelt als rüchichtsloser Tyrann, der die geniale Natur seines Sohnes nicht verstand. Ihm wird die Hauptrolle an den in die Öffentlichkeit gesetzten Familienverhältnissen gegeben, welche von der entgeglichen Berkommenheit des französischen Adels zeugen. Es scheint aber aus dem Briefwechsel des Marquis mit seinem Bruder, dem Bailly de Mirabeau, sowie aus den späteren Vorgesängen hervorzugehen, daß die Mutter des Revolutionsmannes, ein verdrühtes Weib von ägäischer Sinnlichkeit, an den Streitigkeiten die Hauptrolle trug, nennlich der Marquis durch unbesonnenen Gutesläufe und sonstige leichtfertige Verschwendung den Reichtum des Hauses untergrub.

Es waren schon elf Kinder aus der Ehe entsprungen, als die fürchterliche Krankheit sich von Gatten trennte und einen Standproceß gegen ihn anstrengte, in welchem die Kinder bald für, bald gegen den Vater Partei zu ergreifen gezwungen wurden.

Der Sohn dieser Eltern, Gabriel, geboren de Mirabeau, wurde den 9. März 1749 geboren und brachte, wie Ludwig XIV. zum wohlwollendsten Jährling zur Welt. Mit drei Jahren erkrankte er an den Blattern; sein Gesicht, welches an den verhassten mütterlichen Großvater erinnerte, wurde abstoßend häßlich, und dem auf die Schönheit seines edlen Geschlechts so stolzen Marquis ein Gegenstand des Efels; das trotzige, unbändige und gewaltthätige Naturell des Knaben that das Uebrige, so daß der Vater den müßigen Honore unter fremden Namen in eine Erziehungsanstalt und 1763 in ein Weitergeleit stelte.

Pierre-Buffiere — so mußte Graf Honore de Mirabeau außerhalb des Vaterhauses sich nennen — verbrachte einen großen Theil seines ersten Dienstjahres im Arrest, häuete Schulden auf Schulden, indem er bald bei Vorgesetzten, bald bei Kameraden borgte, und brante infolge einer Spielschuld von 80 Louisd'or durch. Er wurde durch Letztes do cachet auf die Insel Ajou verwiesen, durfte nach kurzer Haft den Feldzug nach Korsika mitmachen und 1771 in das Stammschloß zurückkehren. Damals machte Honore einen Versuch, seine Mutter für den Vater verständig zu stimmen, wurde aber bei diesem Annehmen von der Regäre mit einem Bittenschild begriffen. Nachdem sein Vater ihm einige Güter angewiesen hatte, erwählte sich der junge Mirabeau eine Lebensgeährtin.

Diese Ehefrau vermehrte noch das Unheil in dem schwer heimgefallenen Hause Mirabeau. Die junge Gräfin weiterte mit ihrem Mann an Leichtsin und Verschwendungslust, anstatt einen beruhigenden und mitberden Einfluß auf den Brautstiefvater auszuüben, so daß eine Schuldenlast von 200,000 Francs das erste Jahr ihrer Ehe abschloß. In seinem Grimm erwirkte der Marquis eine zweite Letztes do cachet gegen seinen unverbeiratheten Stambatter und gab ihm das einstige Schloß Mirabeau, dann ein benachbartes Städtchen als Zwangsverpfändung. Als auch diese Mittel nicht ausreichten, schritt der unbegriene Greis zur Entmündigung des Beschwenders. Zu diesem Zwecke kamen bald zwei inoffizielle Erträge hinzu: Mirabeau entdeckte die Eitellosigkeit der jungen Gräfin und 300 sich durch Thätlichkeiten gegen einen Entmann einen Haftbefehl zu. Der entweichenden Verhaftung entzog ihn sein Vater durch eine neue Letztes do cachet die ihm nach dem Fehlen in elchen Jit vertrieben, während die ungetreue Gräfin sich in Aix und Paris in den Strudel gesellschaftlicher Genüsse stürzte.

Die Entmündigung, der Zwangsverpfändung, die Weigerung seiner Frau, welcher er im Bewußtsein seiner eigenen Ausschweifungen großmüthig vergiehen hatte, diesen unwilligen Anstand zu theilen, mußte eine unzählbare Natur wie Mirabeau auf's Neue ein Bild von ihm sein, er bald auf das Bord de Joug an der Schweizergrenze — führte Letztes do cachet. Hier sollte sein Leben eine neue, noch schlimmere Wendung nehmen. Im Fort de Joug wurde Mirabeau mit aller seiner Geburt und seiner Bildung zusammenhängen blühtig behandelt: Aus dem Sommer 1776 führte er im Städtchen Pontarlier, am Rufe des Forts, ein sehr vergnügtes Leben, wurde der Löwe der Gesellschaft und Inhäupte mit der jugendlichen Frau des siebenjährigen Gerichtspräsidenten de Wonnier ein Liebesverhältnis an.

Damals hatte Mirabeau das Manuscript seines ersten Werkes, des leidenschaftlichen „Essai sur le despotisme“ bei sich. Er benötigte die ihm eingeräumte Freiheit zu Streifzügen in die Schweiz

und Verhandlungen mit einem Verleger in Neuchâtel. Als die Drucklegung des Buches rückwärts wurde, und der Gouverneur deshalb seinem Gefangenen jede Vergünstigung entzog, floh Mirabeau aus der Haft; drei Monate später folgte Sophie de Monnier nach allerlei romantischen Irrfahrten unter Mitnahme namhafter Summen aus ihres Mannes Kasse.

Das Liebespärchen wandte sich mit dem Gelde Sophiens nach Holland, wo Mirabeau vom Ertrage seiner Feder zu leben gedachte, weil dort bedeutende französische Verleger außerhals des Reichthums der Genier sich niedergelassen hatten. In Amsterdam erhielten sie die Nachricht, Mirabeau sei zum Tode in effigie und zu einer bedeutenden Geldbuße, Sophie zu lebenslänglicher Haft in einem mannon do discipline und zum Verlust Rechte verurtheilt. Es ging den Weiden in der Verbannung herzlich schlecht. Sie dachten schon an Auswanderung nach Amerika, wo der unabhängige Geist des geachteten Mirabeau Anstöß auf Fortkommen bot, als sie unerwartet von der französischen Geheimpolizei ausgehoben wurden. Der Marquis hatte eine neue Letztes do cachet — Nummer sechs — gegen seinen Sohn erlangt, als Antwort auf das schmähliche Bild, welches dieser im Auftrag seiner ästhetischen Mutter gegen das Oberhaupt der Familie verfaßt und in Frankreich verbreitet hatte. Mirabeau wurde in das Donjon de Vincennes, nahe bei Paris, in strengem Gewahrsam gebracht. Sophie kam bis zu ihrer Entbindung und bis zur Ueberführung nach Wien unter polizeiliche Aufsicht.

Die mehr als dreijährige Haft in Vincennes (1777—1780) vermochte Mirabeau unverwundliche geistige Kraft nicht zu brechen. Hier trieb Mirabeau ernste und gründliche Studien, bereitete er sich mit zielbewußter Energie auf den Schriftstellerberuf vor. Mit Sophie blieb er unter Aufsicht der Polizei in schriftlichem Verkehr und richtete an sie sorgfältige, liebevollsamme Briefe, welche nach Mirabeaus Tod durch den Abgeordneten Manuel unbefugter Weise aus dem Polizeigericht veröffentlicht wurden. Neben diesen gebracht vorliegenden „Lettres ecrites du Donjon de Vincennes“ unterzeichnet Mirabeau und Sophie einen geheimen Briefwechsel, welchen Lucas de Montigny, Mirabeaus Adoptivsohn, später in seinen „Mémoires“ bringen und der Reugier zu entziehen wußte.

Der Tod von Mirabeaus einzigem Sohne reiste im alten Marquis den Entschluß, den Gefangenen von Vincennes zu befreien und um der Fortdauer seines Stammes willen seiner Frau wieder zu nähern. Die Sache verzögerte sich aber, bis der alte Marquis den seit Jahren schwebenden Proceß gegen seine unwürdige Gemahlin für verloren anah. Der Stammbatter des Hauses Mirabeau sollte beide Parteien einander nähern. Als dies mißlang, schrieb er gegen seine Mutter eine Schmähschrift, wor er den Vater vor vier Jahren zu ihren Gunsten angegriffen hatte. Bei dem durch und durch verrotteten Familienleben des französischen Adels erregte diese Charakterlosigkeit kein sonderliches Aufsehen.

Trotz seiner Freilassung wurde Mirabeau in Folge des 1777 in Pontarlier gegen ihn ausgesprochenen Criminalurtheils civil todt. Er stellte sich dem Gerichtshof zu Pontarlier, erlitt eine freiwillige Unterwerfung auf fast sechs „suavités“ und ging nach einem Vergleich mit der Familie de Wonnier rehabilitirt aus der Medicationsverhandlung hervor. Dieser Sentenzproceß legte den Grund zu Mirabeaus rednerischem Aufsteigen, die gegen seine leichtfertige Frau, die das fröhliche Leben in Aix den Zusammenstoß mit dem schredlichen Menschen vorzog, angelegte Heidegeidungsfrage offenbarte Mirabeaus wilde, hitzerige Verheißung vor ganz Frankreich (1783). In der Hauptverhandlung sprach er fünf Stunden lang vor einer Menschenmenge, die trotz heftiger Waden die Schranken überschreite, die offenes Fenster und die Rauchsäule erleuchtete. Obwohl der Proceß zu Gunsten der Frau entschieden wurde, hatte er Mirabeau so hoch an den Gipfel der Volkshäufigkeit emporgehoben, daß sechs Jahre später eben die Stadt Aix ihn als Abgeordneten in die konstituierende Nationalversammlung sandte.

Die sechs Jahre von 1783 bis 1789 hindurch führte Mirabeau eine wahrhaft latinitische Existenz, wenn er auch mit den Gerichten und den Geklagten nicht mehr in Kontakt kam. Seine einzige Hilfsquelle blieb außer der von seinem Vater bezogenen Unterstüzung seine unerlöbliche Arbeitskraft und seine nur allzuwürdige Feder.

Mirabeaus Verbindung mit dem Ministerium, die bei seinen überaus anrüchlichen Antecedenten lediglich als gewundringende Speculation angesehen werden konnte, geht in ihren Anfängen auf das Jahr 1785 zurück. Talleyrand, damals noch Abbe de Bergdorf, schickte den von Brüdern der Weidmoth gefertigten Publiktion für eine geheime Sendung nach Berlin. Es war der französischen Regierung von hohem Werth, am Hofe des großen Friedrich einen politischen Säuber zu haben, um beim bevorstehenden Thronwechsel von den An- und Abständen des Prinzen von Preußen unterrichtet zu sein. Mirabeau erhielt 40,000 Francen und landte dafür regelmäßig diffidirende Depeschen an Talleyrand. Er erhielt aber eine Abschrift zurück und machte trotz der eingegangenen Verpflichtungen in gewisser Weise für die Welt damit: die 1789 erfolgte Veröffentlichung der Historie secretes de la cour de Berlin ist ein Schandstück in Mirabeaus politischer Laufbahn. Wie sehr Mirabeau seiner eigenen Bedeutung bewußt, wie reger seine staatsmännische Thätigkeit schon

drei Jahre vor Ausbruch der Revolution war, geht daraus hervor, daß er Friedrich Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritt eine Denkschrift über die in Preußen nötigen Reformen überreichte; daß der neue König die Schrift gütlich aufnahm und dem Verfasser mehrere Audienzen bewilligte, ipricht für das Ansehen, welches der barocke französische Gesandte durch seine Schriftwerke auch außerhals Frankreichs sich erworben hatte.

Die Kunde von der bevorstehenden Einberufung der Nationalversammlung am 5. Juli 1789 nach Paris zurück. Infolge seiner volkswirtschaftlichen und socialpolitischen Schriften, vor allem aber seiner Vorkämpfe gegen den jugendlichen Beaurmarquis, „Compagnie des Eaux de Paris“, mit der Diebstahlbank und der Banque Saint-Charles galt er bereits in der öffentlichen Meinung als der „kommende Mann“, als der Ketter aus der finanziellen Verdrängnis. Er durfte demgemäß die Hoffnung setzen, in die Nationalversammlung berufen zu werden. Da dies nicht geschah, wogte er in seiner Denunciation de l'agiotage einen rüchichtslosen Angriff auf Reders Finanzpolitik, floh vor der drohenden neuen Letztes do cachet, kehrte bald im Bewußtsein seiner Stärke nach Paris zurück, und wurde nicht weiter belästigt, obwohl er seine Angriffe gegen Reders Taschen und Taschen fortsetzte.

Für die kürzeste, aber weitestreichendste Epoche in Mirabeaus Laufbahn ist sein Briefwechsel mit Lamartine (Herzog von Ardenberg) von grundlegender Wichtigkeit. Er enthält nämlich die Briefe an die leitenden Persönlichkeiten und die den Hof eingehenden „Notes“ über die politischen Störungen, über die sinngeladene Bewegung. Der verurtheilte, verdrängte Publist erscheint hier bereits im Jahre 1788 als ein freiwilliger, rüchichtsloser Rathgeber der bedrängten Regierung. Sein behabertes Verhältnis zum Hof ist durch diese erst im Jahre 1851 veröffentlichten geschichtlichen Urkunden in richtiges Licht gerückt worden. Diese Briefe Mirabeaus an den Minister Montmorin befaßen eine einzigartige, politische Scherzgabe, eine geniale Fähigkeit, den Kern- und Brennpunkt der drohenden Ereignisse zu erkennen. Den Sturm Comenice de Vincennes weigast Mirabeau mit verlässlicher Entschiedenheit und fordert mit kräftigem Nachdruck die baldige Einberufung der auf fünf Jahre hinausgeschobenen „Legationen“.

Er betont in dem Schreiben vom 28. Dezember 1788 angesichts des bedrohlichen Zusammenstoßes aller reaktionären Elemente und der unablässig steigenden Wellen der Erregung beim Mittelstand die unabwiesbare Nothwendigkeit eines scharf unversenen, entschieden reformfreundlichen ministeriellen Programms, wenn nicht die Reformbewegung zu einer grundstürzenden Staatsumwälzung führen soll.

Die erste Stufe war durch eigene Kraft erklimmen. Nun galt es, Minister zu werden. Vermöge seiner fürnischen Vergangenheit, seiner Schriften und zuletzt seiner Wahl in der Proence war Mirabeau wohl die betanante Persönlichkeit in der aus unbekanntem und ungeheuren parlamentarischen bestehenden Nationalversammlung. Trotz des anfänglichen Misstrauens und der Beschimpfungen in öffentlichen Blättern wurde er bald zum Stimmführer in dem sich entzündenden ewig denkwürdigen Verfassungskampfe. Von dem Tage an, da er dem königlichen Ceremonienmeister die Donnerworte jurte, die Abgeordneten würden nur vor den Bajonetten den Ständebal räumen, und da er die Unverletzlichkeit der Volksvertreter zum Beschluß erbeben ließ, von da an verging keine wichtige Sitzung, an welcher nicht der klarte Denker der Nationalversammlung seine gewandte Stimme erhob, um auf den wechselvollen Bergwegen der Verfassung maßgebend einzuwirken.

Häufig warnte er vor den Ausdrückungen eines dotrinären Radikalismus, weil ihm als Ideal ein König vorzuziehe, der sich an die Spitze der freihheitlichen Strömung stelle, und weil seine gesunde Realpolitik die „indivisible du monarque et du peuple“ oberstes Axiom war. Dieser Grundhalt und das ganze staatsmännische Programm Mirabeaus ist in der Rede zur Redebehalte (1. Sept. 1789) mit unerkennlicher Schärfe formulirt. Dem Ausgangspunkt seiner rednerischen Laufbahn bildet die wichtige und hitzerige Inproclamation bei der Erörterung über den Staatsbankrott am 26. September 1789. Ein einziger Gegner meldete sich zum Wort, blieb aber wie erlärte sich sein Unterliegen mit vorgefertigten Arme auf der Rednerbühne stehen und ging wortlos wieder auf seinen Platz.

Mirabeau war thätig, wie Louis Blanc schreibt, eine aus einem einzigen Mann bestehende Partei. Dies führte zu seiner Isolirung innerhalb der Versammlung, deren einziger staatsmännischer Kopf er war, die veranlaßte den gegen ihn allein gemüthigen Beschluß der Nationalversammlung, kein Volksoerretter dürfe einen Ministerposten annehmen. Nach schwieriger wurde Mirabeaus Stellung, als seine Beziehungen zum Hofe bekannt wurden: „La grande trahison du Comte de Mirabeau“ riefen die Camelots an den Thüren des Sitzungssaales, als Mirabeau über das Recht der Kriegserklärung zu reden sich anschickte. Aus der Thatfache, daß der König Mirabeaus Schulden bezahlte und ihm vom Mai 1701 an ein Monatsgehalt auswarf, ist folgert worden, daß der Mann mit einer so verdächtigen Vergangenheit sich dem Hof verkauft habe. Abgesehen davon, daß Mirabeau lange und zitraubende Berichte und Memoranda zu liefern hatte und Entgelt dafür zu nehmen berechtigt war, ist eben aus diesen „Notes“ der Beweis zu erbringen, daß er ferne von Liebedien-

rei und Verleugnung seiner politischen Ansichten, dem hollösen Romarchen nur liberale Rathschläge gab, jeden Versuch einer Contrerevolution mit größter Entschiedenheit verdamnte und eine rüchichtslos offene Sprache führte, die ein Solbling nie gewagt hätte.

Daß der Hof, vor allem die Königin, dem verurtheilten Comte plebeien traut und seine einbringlichen Rathschläge nicht befolgte, daß infolgedessen Mirabeau immer vergeblich mit seinen Fäden nach den Zügeln der Regierung griff, war ein in seiner grauenvollen Vergangenheit begründetes Verhängnis. Niemand sah dies klarer ein, als er: „D, wie tief ich abesse meine fitenlose Jugend jetzt der öffentlichen Sache,“ soll er gerufen haben.

Die vielbewegte Vergangenheit, die sinn- und maßlose Ueberarbeitung, die unablässigen Ausschweifungen hatten vorzeitig Mirabeaus Lebenskraft unterwühlt. Schon im Herbst 1700 schickte er voll Tobeschweifungen wichtige Papiere an Lamard, damit er sie als die wirtschaftlichen Elemente d'apologie aufbewahrt. Im Januar konnte er nur mit verbundenem Halse präsidiren, da er seit täglich Blutegeßte liegen ließ. Am 27. März kam er todeskrank aus einer Sitzung nach Hause, in welcher er fünfmal gesprochen hatte. Samstag, den 2. April, verchied der größte Mann des Sturmbelegten Zeitalters. Tzic Nationalversammlung wurde von der Nationalversammlung angeordnet, über 100,000 Menschen wohnten der großartigen Leichenfeier bei. Am 4. April empfing das Pantheon seinen ersten Besoher.

Es liegt etwas von erschütternder Tragik in diesem plötzlichen Versterben des gewaltigen Staatsmannes, der nie an's Ruher kam. Er entging den Prüfungen der Machtstellung und den Enttäuschungen des Triumphs, sagt Sorel, „er erlag im offenen Kampf, sein Auf um alle unerfährten Verheißungen seines Genies. Sein Grab umgibt jenes geheimnißvolle Dunkel unvollendeter großer Werke, welches für die Völker immer Reiz hat.“

Ein Musterfeller.



Keller: Ich muß Sie bitten, Ihre Bestellung im Voraus zu bezahlen. — Gast: Was fällt Ihnen ein? Solche Unverschämtheit ist mir noch nicht vorkommen! — Keller: Frei sein Sie sich nur nicht so, aber sehen Sie, der letzte Gast, der Schabfisch bestellt hatte, bekam gleich eine große Gräte in den Hals und erstickte d'ran, er hat bezahlt, und der Prinzipal hat's mir am Lohn abgezogen.

Ein triftiger Grund.



Wo ist denn eigentlich Dein alter Schatz geblieben, Vlette? Er hat sich ja seit drei Wochen nicht mehr in der Küche blicken lassen! — Ach, Wadame, der kommt jetzt nicht mehr, seitdem er verheiratet ist. — Was Du sagst! Wen hat er denn geheiratet? — Mich, Wadame!



Ein gut „gepöflerter“ Reisender.

— Verstand. Ein Wadlischen, ich, wüßig und munter, fragte eines schönen Tages die Tante: „Wie muß es nur sein, wenn man liebt?“ — „Du und Liebe?“ fragte die Tante. — „Ja, wenn man verliebt ist!“ — Kurz Zeit darauf beobachtet Gläsen während merer Tage ein tiefes Schweigen. Die bemüthete Tante fragt nach der Ursache des veränderten Wesens ihres Lieblichen. — „Ach, liebe Tante, die Ursache ist: es kommt mir so vor, als ob ich jetzt — Verstand bekomme!“

Einem Technikers Haus-Verklärung.

Daß Goethe's Faust als ein Patheismus der Lebensweisheit für jeden Menschen, welchem Stande er auch angehöre, der Erquickung und Tröstung gar viel enthält, ist eine zu sichere und anerkannte Thatfache, als daß sie noch der Hervorhebung und Betonung bedürfte. Darum vermögen ja auch die verschiedensten Berufsarten und Stände aus diesem herrlichen Gedicht Schlagwörter und Kernsprüche für sich zu entnehmen, und es ist unter Weideten kein Geheimniß mehr, daß davon nicht selten in einer Weiße Gebrauch gemacht wird, zumal bei öffentlichen Gelegenheiten und Festen, welche sich von Wohlthätigkeit und Gewalt nicht freihalten weis. Wer sich aber in die gedankenvolle Festrede, gehalten bei der diesjährigen Schinkel-Feier des Architektenvereins in Berlin von dem Prof. Dr. Haus, vertieft, deren Vortraut namentlich das Centralblatt der Bauverwaltung veröffentlichen, wird mit freudiger Ueberzeugung die höchst geistreiche und ansprechende Ausbeute vor sich sehen, welche der Redner von dem besondern Standpunkte des Baumeisters und Ingenieurs, kurz, des Technikers über Faust aus der Goethe'schen Dichtung zu gewinnen wußte. Und selbst über diese Berufsreihe hinaus dürfte der zum Theil neue und so ganz zeitgemäße Gedankenfang der Rede der allgemeiner Beachtung und Zustimmung würdig erscheinen.

Wendet sich nicht Faust mit seinem so ganz unbefriedigt gebliebenen Wissensdrang und nun auch angeleitet von der Sinnlichkeit, die ihn ebenjowig bauernd zu seßeln vermocht hat, in der That dem Technikerberufe zu, als demjenigen, der unter allen Berufen allein einen hohen Geist vollkommen zu befrichtigen geeignet sei? — In wogenden Meere will er weite Fluten durch Dämme und Bunteln entreihen, Canäle und Häfen dem fruchtbaren Küstenlande schenken, auf daß es einem freien, glücklichen Volke zum Wohnsitz dienlich und den vereinten Segnungen von Ackerbau, Schiffahrt und Handel. Und läßt nicht der Dichter Faust im seligen Euren seiner Schaffensfreudigkeit im Erdleben nicht in Aonen untergehen können, Abschied von der Welt nehmen! Umwerfen über wollte Goethe damit sagen, daß der Mensch sich nur in selbstloser schöpferischer Arbeit innerhals bestimmter Grenzen, die er sich selbst stellt, wahrhaftes Glück sichern kann, weil der Trieb nach Erkenntniß, der in jeder Brust neben dem Thätendrange wohnt, der Befriedigung entbehren muß.

Dem höchsten Wesen in der Erkenntniß ähnlich werden zu wollen, ist eine Vermessenheit, die am ersten Menschen schon im Paradiese getraut ward. Aber nicht vermessen ist es, die vertieften Willensfreiheit und Willenskraft in schöpferische Thaten umzusetzen. Nach der griechischen Mythologie ist Prometheus der Vater des Menschengehächtes, er entreizt dem Himmel das Feuer und lehrt die Sterblichen die Kunst, wo für er schwer büßen mußte. Und doch wurde aus seinem Geschlechte das Griechenvolk. „Keine Periode der Geschichte“, sagt Haus, „zeigt uns eine solche Fülle von männlicher Thatkraft und ist so reich an schöpferischen Geistes thaten“, wie das griechische Alterthum. „Weshalb können wir auch nicht darauf verzichten, daß unsere Jugend in das Denken und Empfinden jener einzigen Zeit eingeführt werde, freisch nicht unter Heulen und Jähnelappern, sondern mit der Absicht, Begierde zu wecken und die schlummernde Thatkraft zu loden.“ Goldene Worte zu Frau und Lehr aller derjenigen, die jetzt schnell fertig aufsträumen möchten mit den Sprachen und der Geschichte der Alten. Dort gestelken sich zu unvergänglichem Ruhmesthaten nicht minder unerföhrliche Werte des Geistes, wöhren unter Jettalter von der wortenreichen Begierde, die unsern Vätern und den Besahreten unter uns, da sie jung waren, noch genüge, zu wirklichen Grobthaten im Kampfe um die deutsche Einheit und ebenso sehr auf dem Gebiete der Technik vorgezeichnet ist. Wie leben im Zeitalter der That, die ist es, die alle begeistert und mit Erfolg erfüllt.

Hat nicht jeder Zeitgenosse die Eröffnung des Guesenals oder das Bestimmen des Gortendurchbruches mit Jubel begrüßt, obwohl doch nur verhältnismäßig wenige davon Nutzen haben? Im politischen Gebiete der Gegenwart macht sich wohl häßliches Gekläne und unruhigbare Nörgelichkeit bemerkbar, aber auch diese krähen Schalten verdrängen ihr Entfalten doch nur wieder dem Irthenden die Sicht. So besteht auch in der That die Gefahr der Unbekanntheit und Ueberhebung. Dennoch führt auch hier die Lebendigkeit und Regsamkeit zur Vollkommenheit. Darum muß der Baukünstler und Ingenieur die Schaffenskraft der Jugend neben der Ueberzeugung des Alters besitzen. Jene schöpferische Thätigkeit aber, die allein innere Befriedigung gewährt, läßt sich zwar mehr oder weniger in jedem Beruf ausüben, aber doch wohl in keinem so wirksam und bedeutend, wie im Technikerberufe.

Auch die in der Erkenntniß wurzelnden Wissenschaften gebieten in unserm Zeitalter zur Freistellung der Schranken, welche ihnen gesetzt sind. Mit Schaffens- und vollem Bewußtsein erörtert jetzt der Forscher die Grenzen unseres menschlichen Erkenntnißvermögens. Die Mathematik hält einen Satz geradezu für erledigt und eine Aufgabe für gelöst, wenn die Unmöglichkeit ihrer Lösung nachgewiesen ist. So gelangte der Mathematiker Lindemann vor kurzem dazu, die irrtliche Quadratur des Kreises wissenschaftlich abzuschließen, indem er die Unmöglichkeit der Lösung schulgerecht nachwies. Während nun der Forscher inoffener hets unfertig der Unendlichkeit des Stoffes und der Aufgaben mit Span-

nung und Uagebulb gegenübersteht, da jeder Erfolg nur neue Räthsel vor Augen rückt, darf der Baukünstler und Ingenieur sich glücklich preisen, weil ihm beschließen ist, abgeschlossene Ausschweifungen ins Daim zu rufen, die um ihrer selbst willen erhardt und entstanden sind. Und während der Entfaltung schon genießt er täglich die Freude seines Schaffens, das vollendetes Werk aber muß ihm als ein würdliches nicht stummer Zeuge seiner Thätigkeit hohe Befriedigung und Genugthuung spenden.

Schöpferisches Gestalten ist seine Lust, und in jedem Bauwerk liegt sich der Baumeister gleichsam selbst ein Denkmal, das nach von ihm und für ihn spricht, wenn er längt die Augen geschlossen hat. Jeder andere Beruf fällt sich bei seiner Ausübung mehr oder weniger behindert und eingezogen von der Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen und Verhältnissen, mit denen nun einmal gerechnet werden muß.

Jener vollkommene Zustand, wie Schinkel ihn nannte, weil eben Neues geschaffen wird, ist allein dem ausübenden Techniker vergönnt und gegeben — ähnlich dem Künstler, den Umgebungsarbeit, Eingebung und Gefühl zum glücklichsten der Sterblichen machen. In der Mitte zwischen dem geschickten Forscher und dem schöpferischen Künstler steht der Techniker. Er soll Wissen und künstlerische Begabung in sich vereinigen und stets jenes Goethe'schen Wortes eingedenk bleiben, daß man immerhin Fehler begehen mag, aber keine bauen darf.

Nur das edelste Kräfte und vollendetem Können entsprungen und darum in sich vollendetes Kunstwerk bedrückt, den, der es geschaffen hat. Das läßt mit andern Worten Goethe den jungen Euphorion sagen:

„Das heißt Ergrünung, Das weidert mir, Nur das Ergrünung Ergrüht mich schier.“

Und doch, um wie viel glücklicher als Faust muß sich nicht jeder andere Baumeister und Techniker fühlen! Jener verhängnisvoller Hilfe, nicht aus eigener Kraft, und belagert selbst sein Schicksal, da er nicht als ein Mann allein vor der Natur steht. Dätte Faust eine technische Hochschule besucht und sich mit Erfolg dann selbstständig ausgebildet und geübt, meint Haus sehr richtig, dann konnte er dem Mephistopheles den Kaufpreis geben und seiner Dämme und Bauwerke sich mit jenem Hochgefühl und Stolz erfreuen, die jeder thätige Techniker aus seinem Leben und Wirken einmal geschöpft zu haben befehlen darf. Und in diesem tiefsten Sinne, den Faust nicht einmal an sich erfahren sollte, darf mit ihm in berechtigtem Selbstbewußtsein der Stand der Techniker ausruhen: Ja, es ist der Wähe werth, ein Mensch zu sein! Daß doch dieses Gefühl hoher Befriedigung Alle, Meister und Gezellen, bei der Arbeit ergriffe und erfülle! Daß jeder sich seiner Stelle freute, um dem Verdrähter und Verfährer Trost zu bieten. Möchten doch jene Zeiten wiederkehren, da selbst die Steinmengen jedes Werkstück ihrer fleißigen Hände, nicht ohne ihre Reichen eingemeißelt zu haben, von sich ließen, um darzutun, daß ein jeder Arbeiter am Bauwerk, und sei es noch so prächtig in seiner Förmung, bauernden Antheil habe! Unbefehdet neben der Anerkennung und Untergründung unter die alte Wahrheit, der Wir auch bei Faust begreifen:

„Das ist das größte Werk vollende, Das gibt ein Geist für tausend Hände.“

Es ist leider wahr, unserer Zeit ging vielfach die Arbeitsfreudigkeit verloren, zugleich das gemeinliche Gefühl der Verantwortlichkeit über dem Schaffen und der Zusammengehörigkeit bei der Arbeit. Diese Gefühle wieder zu nähern, ist heute mehr als je des Meisters und Arbeitgebers ernste Pflicht, wenn anders er bereit ist, nach Kräften an der Besserung und Hebung unserer sozialen Zustände mitzuwirken. Er muß das stitliche Bedürfnis empfinden, alle seine Mitarbeiter und Gezellen, zumal auch in unmittelbaren Verkehr, wo es sein kann, an sich heranzuziehen, daß sie mit ihm die Freude an gemeinamer, erfolgreicher Arbeit theilen und zu ihm halten als zu bemienigen, der sie alle glücklich und zufriednen wissen möchte. So will auch Faust die dem Meeres mühsam abgerungenen Flächen zu Wohnstätten glücklicher Menschen umgestalten. Die schönste aller Thaten ist ihm die That selbstverleugender Menschlichkeit. Darin löst uns ihm selbstlos folgen!

— Die geschiedte Kathi. Der kleine Emil (in der Käde Zeitung lesend, zur Köchin); „Sie, Kathi, was soll denn das heißen: Er schritt seines Weges fürbaß!“ Kathi (die es auch nicht weiß); „Ach was, das ist nur so ein Druckfehler. Es soll heißen: Er schritt seines Weges fürbaß!“

— Vordischlag zur Gäte. Dame: „Kofa, so oft ich Ihnen etwas befehle, thun Sie's nicht...“ Dienstmädchen: „Da haben wir Beide ein Vergnügen, gnädige Frau! Ihnen macht's Spaß, zu befehlen, und mir macht's Spaß nicht zu gehorchen!“

— Doch mehr. Frau A.: „Denken Sie sich, meine Tochter ist in dem letzten Ständendrama gewesen, aber alle Augenblicke wieder ist roth!“ — Frau B.: „Bei meinem Sohn ist es schlimmer, seitdem der solche Stände bejucht, ist er ganz verrotzt.“

— Früh frei. Mama: „Wirst Du den Mund halten! (Die kleine Emma nicht)...“ — Verpredre es mit fehl! — Emma: „Ja wenn ich den Mund halten soll, kann ich doch Nichts verschaffen!“

— Der Dilettant fordert Respekt vom Publikum, das wahre Genie ist unanständig mit dem Publikum.